

Phlologie, Ethnologie u. a., um zu belegen, daß das zunächst psycholinguistische Modell nicht nur bestätigt wird, sondern daß es durch eine „Ausweitung des Geltungsbereichs“ (750) sogar zur Grundlage einer Psychosemiotik verallgemeinert werden kann, deren Aufgabe es sein soll, „das menschliche Zeichenverhalten generell zu erforschen“ (736). Das dargestellte Konzept wird dazu in semiotischer Terminologie wiederholt (654).

Freilich werden die im Modell enthaltenen Aussagen dadurch nicht präziser, sondern noch allgemeiner. Welcher Erkenntnisfortschritt wird erreicht, wenn so verschiedene Arten von Symbolisierung – verschieden gerade unter dem Gesichtspunkt der kognitiven Funktion des Symbols – wie einerseits die Verdichtung komplexer Zusammenhänge in Wortbedeutungen und andererseits die formale Entsprechung der Syntax bestimmter literarischer Texte gegenüber deren Inhalt gemeinsam unter eine „sprachliche Symbol Ebene“ subsumiert werden? Die faktische Eliminierung der Differenzen verhindert eher, daß man zu den Spezifika dieser verschiedenen Phänomene vordringen kann.

Daß das Konzept der Genese sprachlicher Bedeutungsrelation ein zwar interessantes, aber zu abstraktes Gerüst bleibt, das zwar durch Einzelbeispiele illustriert, damit theoretisch jedoch noch nicht konkretisiert wird, führt konsequenterweise zu Schwierigkeiten bei der von Ullmann betonten praktischen Anwendung. Ullmann weist – angesichts der derzeit üblichen Fettschisierung von Kommunikationstechniken durchaus zu Recht – auf die „wirklichkeitsgestaltende“ (714) und „sinnerschließende Sprachfunktion“ (718) hin, vermag die Lernziele eines solchen Unterrichts jedoch nur höchst abstrakt und unpräzise zu formulieren. Da wird z. B. gefordert, im Sprachunterricht „In der Erschließung von Realitäten über die Sprache indirekt seelische Kräfte zu fördern“ (724).

Die Vielzahl ausführlich referierter Arbeiten aus verschiedenen Bereichen macht das Buch zwar für manchen Überblick brauchbar, doch gerade die gebotene Stofffülle droht oft den zentralen theoretischen Gedanken eher zu überwuchern als zu klären. So drängt sich nicht nur in bezug auf die angesichts Umfang und Preis des Buchs geringen Aussichten auf Verbreitung, sondern auch von der Sache her der Eindruck auf: Weniger wäre hier mehr gewesen.

Walter Kühnert (Duisburg)

Stierlin, Helm: Von der Psychoanalyse zur Familientherapie. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 1975 (262 S., br., 26,- DM).

Diese vierzehn Abhandlungen, zum größten Teil bereits in englischsprachigen Fachzeitschriften erschienen, sind in drei Themenbereiche gegliedert. Der erste Teil, „Anstoß zur Familientherapie“, vermittelt eine gründliche Auseinandersetzung mit den verschiedenen Theorien und Therapien der Schizophrenie, wie er sie während seiner Studien- und Ausbildungszeit von 1946 bis in die sechziger Jahre in Deutschland und den USA kennenlernte. Im zweiten Teil, „Famillendynamik und Trennungsprozesse“, erhalten wir

Einblicke in die therapeutische Arbeit mit schizophrenen Kranken. Zufolge der Erfahrung, daß die Krankheit eines Familienmitgliedes für eine Familie lebensnotwendig sein kann und eine Besserung deshalb eine empfindliche Störung des psychologischen Gleichgewichts der Familie bedeuten mag, wurde Stierlin – wie alle Psychotherapeuten, die ernsthaft mit psychotischen Patienten arbeiten – gezwungen, sich der Familiendynamik zu widmen und Ideen zu entwickeln, die diesem Problemkreis gerecht werden und die Therapie fördern. Im dritten Teil, „Zur Theorie und Praxis der Familientherapie“, faßt Stierlin seine theoretischen Überlegungen und klinischen Forschungserfahrungen mit etwa vierzig Familien zusammen und erläutert sie u. a. anhand seines Konzeptes der Interaktionsmodi, das vor allem bei der Untersuchung und Behandlung mehrerer Generationen einer Familie deutlich sichtbar wird. Interaktionsmodi stellen einerseits elterliche Haltungen dar, die formenden Einfluß auf die noch unreifen abhängigen Kinder haben. Sie beschreiben gleichzeitig aber auch charakteristische Reaktionen der Kinder auf die Forderung, sich mit der „stärkeren elterlichen Realität“ (165) auseinandersetzen. Stierlin unterscheidet zwischen einem Bindungsmodus, einem Beauftragungsmodus und einem Ausstoßungsmodus. Diese Interaktionsmodi können sich auf der Ebene des Es, Ich oder Über-Ich abspielen. Je nachdem, wie bestimmte Interaktionsmodi in einer Familie dominieren oder sich miteinander vermischen, leiten sich verschiedenartige Behandlungswege beziehungsweise -strategien ab. An diesem Interaktionsmodell, das Psychoanalyse und Familientherapie miteinander verbinden soll, wird ersichtlich, daß Stierlin, als Familientherapeut und -theoretiker die Familie als Organisationseinheit ähnlich betrachtet wie als Psychoanalytiker im engeren Sinne das Individuum. Stierlins Modell beschreibt intrafamiliäre Konflikte, die ursächlich nur mit intrapsychischen Konflikten der verschiedenen Familienmitglieder in Zusammenhang gebracht werden. Die Umwelt der Familie als Ganzem wird als Konstante behandelt und ausgeklammert. Das sozio-ökonomische Beziehungsgefüge, in dem die Familie steht und das die Interaktionsmodi mitprägt, wird nicht einbezogen. Dabei müßten wir doch z. B. einem Ausstoßungsmodus in einer von finanziellen Nöten bedrängten Familie einen anderen Stellenwert geben als in einer begüterten, einem Bindungsmodus in vorwiegend ländlichen Gebieten einen anderen als in einer Großstadt.

Es soll damit nicht behauptet werden, daß Stierlin gesellschaftliche Probleme vollkommen außer Acht läßt. Er bringt gelegentlich Beispiele aus dem geschichtshistorischen und anthropologischen Bereich, um seine Ideen zur Familientheorie und -praxis zu untermauern. Zur Veranschaulichung dessen, was er in der Familiensituation die Anpassung an die „Realität der stärkeren Persönlichkeit“ nennt, beruft er sich auf Verhältnisse zwischen Untertan und Führer in einem totalitären System, zwischen Mann und Frau in einer patriarchalischen Ehe, zwischen Sklavenhalter und Sklave und Weißen und Neger in den amerikanischen Südstaaten. Bei diesen Analogieschlüssen wird ersichtlich, daß Stierlin nicht zwischen antagonistischen und nichtantagonistischen Widersprüchen unterscheidet, ja, den Begriff des Widerspruchs überhaupt nicht einführt, obwohl er sich ausdrücklich auf die Dialektik beruft. Macht wird letztlich als klassenindifferente

Wechselbeziehung sozialer Personen und Gruppen interpretiert. In dieser Einstellung zum Verhältnis von gesellschaftlichen und individuellen Konflikten reduziert Slierlin das Ziel der Psychotherapie auf eine Versöhnung mit der Umwelt, die „unter anderem verlangt, daß gebundene und delegierte Kinder (und auch Erwachsene bleiben hier die Kinder ihrer Eltern) ihre Eltern zu verstehen und diesen, aufgrund solchen Verstehens, zu vergeben suchen“ (246). Seine Bilder der unbeglichenen Rechnungen, des Ausgleichs der Verdienst- und Schuldkonten, die er zur Illustration der Versöhnungsstrategie bringt, sind aber wenig geeignet, um dialektische, geschweige denn antagonistische Widersprüche in den Griff zu bekommen und psychisch kranke Menschen in ihren vielfältigen gesellschaftlichen Abhängigkeiten voll zu verstehen.

Hedi Haffner-Marti (Rüschlikon/Schweiz)

Mäle, Pierre: Psychotherapie bei Jugendlichen, Krisen und Probleme in der späten Pubertät. Kindler-Verlag, München 1976 (328 S., br., 34,- DM).

Fasziniert vom „explosiven Aspekt“ einer Entwicklungsperiode – der Pubertät und Adoleszenz – stellt der fast 80jährige Analytiker und Kinderpsychiater seine diagnostischen und therapeutischen Erfahrungen mit Kindern und vor allem Jugendlichen dar. Knapp und treffend in der klinischen Beschreibung erörtert M. diagnostische Aspekte zur Erläuterung des therapeutischen Vorgehens mit einem fast sinnlich nachspürbaren Einfühlungsvermögen für den „anachronistischen Aspekt“ der neurotischen oder psychotischen Situation als der Verlängerung infantiler Konflikte. Besonders anschaulich und präzise wirkt die Darstellung der verschiedenen strukturierten zwanghaften Zustandsbilder. „Es gibt hier nicht eine einzige, sondern eine Vielzahl von Psychotherapien, die den jeweiligen Störungen entsprechen“ (214). Hinweise wie „weckend“, „reifungsorientiert“, „gut gesteuert“, „vorsichtig, aber aktiv“, oder „Psychopädagogik“ verweisen auf eine Technik der Ich-Stärkung, des Identifikationsangebotes, „der pädagogischen Beeinflussung der Triebe“ (121) im Unterschied zur klassischen analytischen Behandlungsform, für die M. nur bei der Zwangsneurose eine Indikation sieht. Seine Verpflichtetheit zum analytischen Verstehenszugang legt M. unter ungewohnter Berücksichtigung u. a. der Überlegungen Melanie Kleins in einer souveränen Zusammenfassung der psychoanalytischen Entwicklungstheorie einschließlic der psychischen Krisen, Disharmonien und der Entstehung neurotischer Erkrankungen dar (II). Im Kapitel über die psychischen Störungen im Kindesalter (III) wird deutlich, daß er bei aller sorgfältigen Berücksichtigung genetischer, dynamischer und sozialer Aspekte die Indikation zur Kinderanalyse vor allem als Prophylaxe von Störungen in der Adoleszenz versteht. Schließlich befaßt sich M. mit diagnostischen und möglichen therapeutischen Gesichtspunkten zur Kriminalität bei Kindern und Jugendlichen (IX) und mit der Lernstörung des seelisch kranken Jugendlichen in Anbetracht möglicher Zusammenarbeit von Therapeut und Pädagoge (X).